

55]

Der Entgleiste. (Nachdr. verboten.)

Von Wilhelm Holzamer.

So sitzt er zu Hause und sinnt nach. Dann tritt er auf die Straße, und gleich übt sie ihre Anziehung. Sie macht ihn recht innerlich froh; an allem hat er seine Freude, alles wird ihm lieb. Die starken Schimmel der Omnibusse machen ihn staunen, die Auslagen der Magazine erfreuen ihn. Er erfreut sich an den Früchten und Gemüsen vor den Läden, an Geflügel und Wildbret, an den kleinen netten Restaurants mit ihren blanken Zinkauschänken, an den Marennes und Portugaises*) und Escargots**), an Elegants und Dirnen, an den Kutschern und Maronieröstern, an allem, was die Straße bietet, was ihr beständiges Bild und ihr lebendiger Wechsel ist. Er will das alles aufnehmen. Er will rücksichtslos und reflexionslos Auge in Auge mit allem sein, was zum Leben gehört, er will den großen Ausdrucksreichtum des Lebens in seiner ganzen Unmittelbarkeit genießen. Und etwas meint er schon zu fühlen, wie einen Duft des Westwinds, der über Rosenfelder weht, fernher und fein und köstlich: den Duft der Lebenskunst. Ihre Rhythmen wellen und wogen noch nicht in ihm weiter, er hat an ihr noch nicht teil, aber erspürt sie. Er spürt das Maß in der Maßlosigkeit ihres Tanzes, die Grazie, die Beherrschung, und die prachtvollen Ueberflüsse, die zu aller Kunst gehören. Noch muß er abseits stehen und zusehen; aber einmal wird er daran teilnehmen können, und einmal wird ihm das volle, klare Verständnis dafür aufgehen.

Und wer dann auf dem Richterstuhl des Gut- und Böseins sitzen wird, dem wird er lächelnd seine Entrüstung und seine Verachtung, sein Recht haben und Besserwissen lassen. Ihm wird er das Leben als etwas Fertiges, den Menschen als etwas von vornherein Ab- und Zugeschlossenes überlassen. Er aber als echter Lebenskünstler wird für Gärung und Klärung Verständnis haben.

Philipp schlendert die Rue Fontaine hinauf, dem Montmartre zu. Der Abend ist weich, weich wie die schönen Herbstabende von Paris nur sein können. Da oben, am Ende der Straße, drehen sich helle, rote Kreise im Dunkel, rote, verlorene Lichtpunkte stehen um sie im Schwarzen. Die Windmühlflügel von Moulin rouge drehen sich da und locken seltsam und verführerisch, frech und schwindelhaft. Sie locken Philipp in das Vergnügungslokal hinein. Er findet zwar alles anders als er erwartet hatte, aber es ist ihm keine Enttäuschung. Er hat sich schon gewöhnt, die Dinge so zu nehmen, wie sie ihm entgegentreten. Er hat sich ganz und gar unbefangen und vorurteilslos gemacht. „Die deutsche Erbsünde der besserwissenden Krähwinkellei überwinden“, nennt er das.

Er winkt ein paar Dirnen ab, die ihn ansprechen. „Non!“ und eine Handbewegung, das genügt. Eine kommt, die ihm nicht übel erscheint; er bestellt ihr den gewünschten „Bock“ (Glas Bier), sucht seine paar französischen Brocken zusammen, um sich mit ihr zu unterhalten, fragt sie aus, läßt sich erzählen und säuft sie wieder fort, als er meint, daß er genug von ihr erfahren habe. Eine nach der andern kommt, und bald kennt man ihn, bald kennt er sie. „Le docteur allemand“ (der deutsche Doktor) — er macht sich den Scherz und zahlt ein halbes Dupend „Bock“ und läßt sich feiern und freut sich seines raschen Bekannntwerdens. Dann hat er genug davon, er steht auf und sieht sich den Bauchtanz an, zahlt einen Grog, bezieht sich wieder den Rundtanz und steht schließlich vor einer Gruppe von Tänzerinnen, die die Spezialität von Moulin rouge bedeuten, die über dem Spitzenunterrock das Strahlenkleid tragen und die „Quadrille naturalistique“ tanzen. Philipp hat's getroffen, es ist der letzte Abend des alten Moulin rouge. Und sie tanzen keck. Je kecker sie's machen, desto mehr freut er sich, obgleich ihn der Eindruck ärgert, daß der Tanz mehr zur Lockung als um seiner selbst willen getanzt wird. Aber, denkt er sich, wenn ein paar Menschen gern lasciv sind und wenn sie's sein müssen und wenn sich ein paar Menschen auch daran erfreuen, Gott, meinethwegen!

Eine Bewegung geht durch den Saal, es bilden sich lebhaft plaudernde Gruppen, man sieht bedauernde Miemen. Ein alter, jovialer Herr wird besonders attackiert, Valentin le Désossé. Händeschütteln, Wangenstreicheln — und wie eben der

Walzer ausklingt, läßt die eine Tänzerin im schwarzen Kleide den Rock fallen und stürzt auf ihn zu und umarmt ihn.

„Valentin!“ ruft sie. Das weitere versteht Philipp nicht. Valentin streichelt ihr über den Kopf.

„Ja, Grillon,“ sagt er, „vorbei!“

Alle sehen nach der Uhr — Mitternacht.

Die Kapelle beginnt den Kehraus. Grillon springt davon und hebt die knisternden Bolants. Sie fliegt nur in der Luft, ihre Füße berühren kaum mehr den Boden. Eine feine Gestalt, zart wie ein Schmetterling, die schlanken Beine in schwarzen, durchbrochenen Seidenstrümpfen, fliegt ihr entgegen. Die beiden tanzen um die Wette, immer die Beine in der Luft, nur dann und wann ein kurzes, bestimmtes Klappern der Holzabsätze. Grille d'Égout und Jane Avril, die Meisterinnen der Quadrille naturalistique, tanzen sie zum letzten Male in dem alten Moulin, in dem sie groß geworden. Rings stehen die Zuschauer und sind entzückt. Und da steht auch der alte Valentin le Désossé, der Meister dieses Tanzes, und klatscht in die Hände. „Bravo, Grillon!“ ruft er bald einmal, und „Bravo, Jane!“ wieder, und alle klatschen Beifall, lachen, wenn der Tanz sich dem Ordinarsten und Niedrigsten in Dienst gibt und die groben Vorstadinstinkte auslebt, rufen Bravo, wenn er sich zur Kunst oder zum Kunststück erhebt.

Es ist furchtbar beklemmend und aufregend manchmal, und manchem wird der Atem heiß. Und die Tänzerinnen spielen damit, bewußt und absichtlich.

Der Tanz ist aus.

Die drei sinken sich in die Arme, Grillon und Jane küssen den alten Valentin.

„Ja, meine lieben Kinder,“ sagt er, „zum letztenmal, zum letztenmal! Ich danke Euch, liebe Kinder! Aber es ist vorbei, vorbei!“

Sie gehen Arm in Arm unter den Zurufen der Menge davon. Moulin rouge hat seinen letzten Tag gehabt, Moulin rouge ist tot. Wenn es wieder auferstehen wird, wird es seine alte Eigenart nicht mehr haben.

Langsam leert sich Moulin rouge, langsam nehmen seine Getreuen von ihm Abschied. Philipp steht nun draußen auf der Straße und schaut hinauf zu den großen Flügeln, die plötzlich stille stehen. Und plötzlich verlöschen ihre Lichter, das Haus liegt im Dunkel, tot, wie vor seinen Augen gestorben.

Er tritt in das Restaurant „Cyrano“ nebenan ein. Er hat Hunger. „Soupers“ steht mit elektrischen Lampen oben hingeschrieben. Die Fenster sind hell erleuchtet, eine Zigeunerkapelle konzertiert.

Mit Jubel wird er im ersten Stoß empfangen. „Le Docteur allemand!“ — Und eine garstig-fiehernde Stimme ruft: „Le Prussien!“ („Der Preuße!“) Sie kam von einer, die er vorhin abgewiesen hatte. Denn alle Bekannten von Moulin rouge sind da. Er ist im Nu von Dirnen umringt.

Sein erstes war, daß er nach seiner Geldtasche griff. Da lachten sie ihn alle aus.

Barde Hände streichelten ihn, Roseworte, die er nicht verstand, aber als solche empfand, umschwirrten ihn.

„Eine Zigarette, bitt!“

Im Nu war seine Zigarettenschachtel geleert.

„Un Bock!“ — „Zahlen Sie ein Bock, mein Herr!“

„Eine Tasse Kaffee!“ — „Ein Gläschen für mich, lieber Doktor!“

Philipp sträubte sich anfangs, dann gewährte er der einen und anderen. Aber als neue Besucher kamen, fielen sie wieder von ihm ab. Schließlich war er mit dreien allein an einem Tische. Die eine war eine Schlanke, die ein gerötetes Gesicht hatte, eine spitze Nase, edige Bewegungen und Zähne wie ein Droschkengaul, die sie beim Rauchen noch besonders zeigte, indem sie die Zigarette mit ihnen packte und die Oberlippe aufschürzte. Philipp war das zum Ekel, und er sah manchmal an ihr hinunter und wieder hinauf, um etwas an ihr zu finden, was ihm gefallen könnte, aber er fand nichts, und so knurrte er in sich hinein: „Wenn das verdammte Was nur zum Teufel ginge!“ Aber sie ging nicht und bestand darauf, ihm ihre Adresse ins Notizbuch zu schreiben.

„Hab keins,“ sagte er barsch und im Dialekt seiner Heimat. Man verstand seine abwehrende Bewegung und lachte hell auf.

*) Willige Austerarten. **) Schnecken.

Sünde und Buße.

Von Ugo Djeffl.

„Über weshalb denn lieber Doktor?“ fragte die Schlanke. Da nahm er mißmutig sein Notizbuch aus der Tasche, blätterte es rasch durch und reichte es ihr mit einem gut deutschen verben Fluch hin.

„Marguerite Brivard, 11, rue des Abesses,“ er las es gleichgültig und wollte sein Notizbuch wieder einstecken. Aber nun griff die kleine Kunde danach, die ihm eigentlich am besten gefiel von allen dreien. Sie hatte rote Wangen, von denen er sicher glaubte, daß sie nicht geschminkt seien, gute, weiße Zähne, eine etwas dicke Nase, die ihr aber gar nicht übel stand, und war überhaupt ein netter jaftiger Käfer. Die runden Wangen waren manchmal zum Hineinbeißen, besonders wenn sie lachte und sich links und rechts die dünnen Grübchen einpreßten. Und sonst ihre Gestalt — nun, dachte Philipp, es ist schon etwas an ihr. Aber er dachte es ganz unbegehrlich. Als er ihr das Notizbuch reichte, ging etwas wie eine Helle in ihren großen dunklen Augen auf, aber während sie ihre Adresse eintrug, wurde ihr Blick fast traurig. Philipp beobachtete das mit Neugierde und Erstaunen, mit einem Gefühl der Teilnahme. Was er bei der anderen nicht mußte, mußte er bei ihr: er interessierte sich für ihr Schicksal, und er vermutete bestimmt, es müsse etwas aus ihr zu gewinnen sein, es müsse vielleicht etwas in ihr befreit werden können. „Aimée Dupré, 2, rue des trois frères,“ stand in beholfener Schrift in dem Notizbuch.

„Danke schön!“ sagte Philipp und versuchte ein besonders freundliches Gesicht zu machen.

Da griff auch die dritte nach dem Notizbuch.

Philipp sah sie erstaunt an.

„Du?“ fragte er, ganz breit Deutsch.

Sie war eine kleine Person, die Figur eines zwölfjährigen Mädchens, die Züge einer Dreißigerin, aber durch Puder und Schminke und einen hängenden, strohblonden Popf mit blauer Schleife gewaltig jugendlich gemacht.

„Du kleine Kröte?“ sagte er.

Obgleich er nicht verstanden worden war, ging nun doch über das ältliche Mädchengesicht eine Verzerrung. Das spöttische Lächeln auf Philipps Antlitz verschwand, sie tat ihm leid, und er reichte ihr das Notizbuch hin. Sie schrieb nun mit lachendem Gesicht ihre Adresse ein. Aber als sie das Büchelchen zurückgab, sah der Doktor nicht hinein. Dann kam ihm ein Einfall: „Merci, merci, meine kleine Kröte,“ sagte er. Er hatte viel Freude an seiner Leistung: daß deutsche Kröte so sein ins Französische übertragen zu haben, und er nannte die kleine Ungestalt nun nicht mehr anders als „la Kröte“.

Der Schlanke wars nun hier langweilig geworden, sie suchte anderswo ein Geschäft zu machen. Die Kunde fiel Philipp um den Hals und küßte ihn, „la Kröte“ strich ihm leicht und zärtlich über den Scheitel.

Da fuhr der dicke Oberkellner, der ein fürchtbar fettes Gesicht hatte und den Tugendrichter spielte, dazwischen und überreichte dem Doktor die Speisefarte. Ja, nun mußte er endlich speisen. Er aß kaltes Gühn mit Gemüsesalat und trank roten Burgunder dazu. Zwei Kuberts waren außerdem noch gebracht worden, das war selbstverständlich.

Philipp beachtete und beobachtete nun das weitere Leben im Restaurant. Er sprach mit dem Kapellmeister der kleinen Zigeunerkapelle und freundete sich mit ihm an, er fragte die beiden Mädchen nach dem und jenem und verstand ihre Antworten nur halb, wie sie auch seine Fragen nur halb verstehen mochten. Er ließ noch Früchte kommen, Kaffee und Zigaretten und fühlte sich herrlich aufgehoben.

In dem kleinen Saale ging es indessen bunt her. Die zahlreich anwesenden Damen tanzten und benahmen sich ganz und gar ungeniert. Sie boten sich an, bettelten um Soupers, begrüßten und umhalsen neue Ankömmlinge, von denen sie hofften, daß sie festzuhalten wären, und wendeten sich dann verächtlich von ihnen, wenn sie sich getäuscht hatten. Da und dort war die eine und andere gut angekommen und trank Champagner mit einem Galan und soupierte fein, und diese und jene schritt, ihres Verdienstes froh, verstoßen oder frech, grabtätig oder gleichmütig, wie's gerade ihre Art war, mit einem Herrn davon. Die Herren selbst gebärdeten sich hier, wies ihnen behagte. Einige tollten, indem sie auf Stühle und Tische sprangen, andere tanzten, andere produzierten sich in Jongleur- und Taschenspielerkunststücken, andere charmierten umher, alle gaben sich frei und ausgelassen, nur wenn ein Pärchen zu sehr ein Paar wurde, fuhr der dicke Oberkellner herein und überreichte die Speisefarte.

(Fortsetzung folgt.)

61

Berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Friedrich Eich.

Don Pietro nahm wieder Hut, Mantel und Halstuch, stieg hinab und ging in die Kirche, um den Kelch, das Kätzchen mit der Hostie und das Deckchen zu holen. Der Wagen fuhr davon. Auf dem freien Lande war die Straße nicht gefroren wie auf der von Häusern umschlossenen Piazzetta, und das Pferd griff aus. Nach einer halben Stunde stieg Don Pietro vor der Villa aus: einem großen, weißen Gebäude, das auf drei Seiten von Kastanien eingefast war, die mit ihren Zweigen die Fenster berührten.

Die ganze Straße unterhalb des Hauses und der ganze Raum davor waren mit Stroh bedeckt, um jedes Geräusch von Rädern und Schritten zu dämpfen. Ein langer Korridor mit Bildern, ein Billardzimmer, ein verlassener Saal, ein Salon, in dem ungefähr zehn Menschen leise im Halbdunkel sprachen und auf dem Boden zwei Jagdhunde, unbeweglich, mit der Schnauze auf den Pfoten: und schließlich das Zimmer des Sterbenden, geräumig, ganz tot eingerichtet, erhellt durch eine verschleierte Lampe, erfüllt von einem beklemmenden Dunst von Aether, Senf und lodendem Wasser. Auf der einen Seite des Bettes erkannte Don Pietro den Sohn des Grafen, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, da er seit seiner Verheiratung in Neapel lebte, und auf der anderen Seite den Doktor Ambrosi vom Hospital in Spoleto, einen gutmütigen Riesen mit kurz geschnittenem weißen Haar, enormer Nase und einem schwarzgefärbten Schnurrbart, der lächerlich wirkte, wie ein falscher Bart unter der Nase einer Maske. Der Doktor kam ihm entgegen und bat ihn, den Kranken nicht aufzuregen und die Weichte mit wenigen Worten zu erledigen:

„Was geschehen ist, ist nun einmal geschehen,“ und er ging davon, ohne zu grüßen, denn er war antillerial.

Der Sohn, ein Mann in den Fünzigern, ergraut, mit einem dicken Bauche, drückte Don Pietro die Hand:

„Ich schließe die Tür. Sobald Sie fertig sind, rufen Sie uns.“

Der alte Anzilei, kahlköpfig, mit einem kurzen weißen Bart, der ihm in den wenigen Tagen der Krankheit gewachsen war, hatte Leben nur noch in den Augen und in den Händen. Mit den Fingern seiner roten und glänzenden Hände, die aussahen, als wären sie von zerknitterter roter Seide, klopfte er unaufhörlich nervös auf das zurückgeschlagene Bettuch, und die schwarzen Augen suchten unter den schweren Augenlidern hin und her und durchsuchten alle im Schatten liegenden Ecken, als wollten sie sich von den vielen Falten befreien. Von Zeit zu Zeit ruhten die Hände, die Augen schlossen sich, und es schien, als ob der Tod mit seinem Frieden gekommen wäre; dann begann die Bewegung wieder, genau so als ob eine unsichtbare Hand den Faden am Mechanismus eines Spielzeuges wieder angezogen hätte.

Don Pietro setzte sich auf den Stuhl des Sohnes und sagte dem Alten einige Worte des Trostes. Dieser fragte nach einigen Sekunden des Schweigens den erstaunten Geistlichen:

„Wie alt sind Sie?“

„Siebzig Jahre.“

„Dann können Sie mich verstehen . . . Ich bin achtundsiebzig,“ und er schlug wieder mit den Händen auf das Bettuch und suchte mit seinen schwarzen Augen umher. Blöthlich hefteten sich diese mit Aufbietung aller Kraft an die des Geistlichen, und der Sterbende begann mit schwacher Stimme zu sprechen. Es schienen wohl vorbereitete Worte zu sein, denn jeden Augenblick unterbrach und verbesserte er sich. Er beschrieb mehr seine Fehler, als daß er von seinen Sünden sprach: den Geiz, die Härte, die unlauteren Wünsche. Am Schluß brach er mit einem Male ab und bewegte sich nicht mehr.

Don Pietro dachte daran, ihn erst um Verzeihung für jene Tat zu bitten, ehe er ihm die Absolution erteilte, aber dann schien es ihm, als wäre das wenig großmütig gewesen, gleichsam eine Erpressung, und da absolvierte er ihn eiligst, ohne innezuhalten, und nach den lateinischen Worten sprach er, ihm ganz nahe, mit bebender Stimme weiter:

„Jetzt müssen auch Sie mich freisprechen. Entsinnen Sie sich des Diebstahls, der vor zwei Jahren hier bei Ihnen verübt wurde, an einem Sonntage, während Sie in der Messe waren? Jener Unglückliche, der den Diebstahl ausführte, hat ihn bereut und ist zu mir gekommen und hat gebeichtet, indem er dasselbe Vertrauen hatte, das Sie eben in das Erbarmen Gottes gesetzt haben. Aber ehe er beichtete, gab er in den Opferstod der Kirche einen Teil der gestohlenen Summe, und wir von der Kirche, in dem Glauben, es sei ein rechtmäßiges Geschenk, verwandten es, um das Haus des Herrn zu schmücken. Vielleicht hat der Herr selbst uns verziehen, hat er doch den Dieb an den Weichstuhlen geführt. In diesem feierlichen Augenblick bitte ich Sie, als einen guten Christen, der Sie sind, jenem Irrenden zu verzeihen . . .“

„Er kam und beichtete? Und hat Ihnen alles gebeichtet? Ihnen? Von selbst gebeichtet? Und hat keine Angst gehabt, daß Sie dann . . .?“

„Wir haben zwei Pflichten: zu verzeihen und zu schweigen.“

„Und Sie werden nie aufdeden . . .?“

„Nie. Eher würde ich sterben.“

Der Alte schwieg. Don Pietro fragte dringend, erschrocken über seine Unbeweglichkeit:

„Antworten Sie mir. Verzeihen Sie ihm?“

„Ja, ja, ich verzeihe, ich verzeihe! Ich verzeihe allen, Wird

mir der Herr das anrechnen? Sie müssen das wissen. Der Herr muß mir das anrechnen."

"Der Herrgott hört uns," erwiderte ihm Don Pietro mit Einfachheit. Dann, zufrieden, daß er erreicht, was er gewollt hatte, ging er auf die Tür zu.

"Jetzt rufe ich Ihren Sohn zur Kommunion."

Aber kaum hatte er einige Schritte gemacht, da fuhr der Alte zusammen, seine Hände suchten einen Halt, als wollte er sich aufrichten. Er rief:

"Kommen Sie her, kommen Sie her! Rufen Sie niemand, hören Sie mich, hören Sie mich!"

Don Pietro lehrte zu ihm zurück.

"Hören Sie mich, hören Sie alles. Ich habe Ihnen nicht alles gesagt, ich habe nie alles gesagt. Auch ich bin ein Dieb, auch ich habe gestohlen. Die Millionen, die ich besitze, habe ich zu Anfang durch Diebstahl erhalten. Sagen Sie niemandem etwas. Sie allein sollen es wissen. Als Dreißigjähriger habe auch ich gestohlen, ja, habe ich gestohlen, gestohlen, gestohlen," er wiederholte das Wort, indem er bei jeder Silbe mit den Händen auf das Bettuch schlug: "Sie glauben mir nicht? Aber es ist wirklich so: gestohlen. Ich habe das Testament eines Verwandten unterschlagen und habe dadurch dreißigtausend Lire geerbt, nur dreißigtausend Lire. Und hiermit habe ich alles erworben. Alles Uebrige habe ich mit meinen Händen erworben: das ganz gewiß. Aber jene dreißigtausend Lire, die habe auch ich, auch ich gestohlen. Und jetzt gehen Sie hin, rufen Sie die anderen, ich will mich von dieser Last befreien, ich will handeln wie jener andere, der mich bestohlen hat, ich will, daß diese Summe Ihnen zufällt, damit Sie mit ihr machen, was Sie wollen, damit der Herr mir verzeihe, jetzt, mir sofort verzeihe. Gehen Sie hin, rufen Sie die Zeugen . . . Zwei Zeugen sind nötig . . ."

Don Pietro hatte mit offenem Munde zugehört. Er vermochte nur unbewußt der Aufforderung nachzukommen. Er öffnete die Tür, der Sohn und der Arzt traten ein und näherten sich dem Bett. Der Sterbende sagte zum Sohn:

"Du nicht. Der Doktor und ein anderer . . . Einer, der kein Verwandter von uns ist . . . Wen könnte man nehmen?"

Sie nannten ihm zwei oder drei Namen. Er wiederholte:

"Ein anderer, der kein Verwandter von uns ist," und schaute mißtrauisch seinen Sohn an.

(Schluß folgt.)

82. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Dienstag früh vereinigten sich eine größere Anzahl von Abteilungen der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe zu einer gemeinsamen Sitzung, in der zunächst Dr. Caro-Vorlesung einen Vortrag über „Moorkultur und Torfverwertung“ hielt. In Holland, führte er aus, besteht eine ausgedehnte „Beinkultur“, indem die Moore abgetorft werden, der gewonnene Torf als Brennmaterial nach den Städten gebracht wird und die abgetorften Flächen mit städtischen Abfällen und künstlichen Düngemitteln gedüngt und in blühende Wiesen und Felder verwandelt werden. In Deutschland kann die Verwertung des Torfs als Brennmaterial als ausschlaggebender Faktor für die Moorverwertung nicht in Betracht kommen. Die Hochmoorkultur, die man hier versuchte und die die landwirtschaftliche Behandlung des Moorlandes ohne Verwertung der Moorsubstanz ermöglichen soll, scheiterte bisher, vor allem, weil es nicht gelang, die wirtschaftliche, beständig wirkende Entwässerung des Torfes durchzuführen. Aber dem Vortragenden ist es gemeinsam mit Professor Frank-Charlottenburg gelungen, ein Verfahren auszuarbeiten, bei dem die bisherigen Uebelstände vermieden werden; der Torf wird in Generatoren der Einwirkung von Luft und Wasserdampf unterworfen und dabei wird die gesamte Torfsubstanz (mit Ausnahme der Asche) in ein heizkräftiges Gas verwandelt und daneben noch eine Reihe wertvoller Nebenprodukte gewonnen. Hierdurch sind die Moore Kraftquellen ersten Ranges geworden, denn das gewonnene Gas eignet sich wegen seiner Reinheit und konstanten Zusammensetzung besonders zur Gewinnung von Elektrizität, was für Deutschland mit seinen nur teuer auszubauenden Wasserkräften von besonderer Bedeutung ist. Das Verfahren wird ganz besonders dadurch wirtschaftlich, daß bis zu 85 Proz. des im Torfe enthaltenen Stickstoffs in Form von Ammoniak gewonnen werden, das zur Herstellung von schwefelsaurem Ammoniak dient, einem in der Landwirtschaft gut bewährten Düngemittel. Die Moore werden also durch dieses Verfahren in die Reihe der wichtigsten Elektrizitäts- und Kraftquellen erhoben und gleichzeitig kann die Landwirtschaft mit billigen, im Inlande hergestellten Düngemitteln versorgt werden. Die letzte Frage ist von besonderer Bedeutung — werden doch jährlich für 150 Millionen Mark Düngemittel vom Auslande, fast ausschließlich in Form von Salpeter bezogen. Das größte Stickstoffreservoir besitzen wir in unserer Atmosphäre, und es sind bereits verschiedene Methoden zur Verwertung des Luftstickstoffs in die Industrie eingeführt; ausichtsreich erscheint neben der Herstellung von künstlichem Salpeter noch dem Verfahren von Wideland u. Eyde namentlich das Verfahren von Professor Frank und dem Vortragenden, Kalkstick-

stoff zu erzeugen, der entweder direkt oder nach Umwandlung in schwefelsaures Ammoniak in der Landwirtschaft Verwendung findet.

Auch der folgende Vortrag von Hennig-Vorlesung über „Aeronautik vor Montgolfier“ fand vor derselben Zuhörerlichkeit statt. Bekanntlich ist der erste Luftballon, der mit Hilfe erwärmter Luft in die Höhe stieg, von Montgolfier im Jahre 1783 konstruiert worden. Daß das Sehen der Menschen von jeher auf die Erhebung in die Lüfte gerichtet war, beweisen die vielen Flugsagen, die wir ähnlich der Dädalus-Karuss-Sage in allen Teilen der Welt finden. Es sind auch sicherlich in alten Zeiten schon manche Versuche unternommen, um mit Hilfe von Flugapparaten, meist in Verbindung mit Nachahmungen der Flügel der Vögel, in den Luftraum aufzusteigen. Doch können diese Versuche nicht als Vorgänger der Montgolfiere bezeichnet werden, wohl aber führt von dem Drachen, der als Feldzeichen benutzt wurde, eine gerade Entwicklung bis zum Warmluftballon Montgolfiers. Aus China kam dieses Feldzeichen zu uns, und in der großen Mongolen Schlacht im Jahre 1241 soll der feuerpeiende Drachen der Feinde einen panischen Schrecken im Heere der Christen verursacht haben. Später nahmen dann die europäischen Völker ihn auf und entzündeten ebenfalls in seinem Innern ein Feuer, zunächst wohl, um das Zeichen auch bei Nacht weithin sichtbar zu machen, dann aber auch wohl, um die Gegner zu schrecken. Wenn nun der Drache nicht auf einer Stange getragen wurde, sondern wenn der Reiter ihn, wie viele biblische Darstellungen zeigen, lustig im Winde flattern ließ, so mußte man bemerken, wie viel leichter er aufstieg, wenn das Feuer in ihm entzündet war. Er brauchte nur noch eine etwas andere Form zu bekommen, um das schnelle Entweichen der erwärmten Luft zu verhindern, und der Warmluftballon, die Montgolfiere, war fertig. — Wertwüdig ist auch, daß in den vielen phantastischen Projekten, die im 16. und 17. Jahrhundert sich vorfinden, manches eine theoretisch richtige Grundlage hatte, wie das von Lena, wo lustiger gepumpte Kugeln sich erheben und ein Schiff mit in die Höhe nehmen sollen, und daß manche später in die Praxis übergegangene Erfindung sich bei ihnen vorfindet, wie der Fallschirm, den der jetzt wieder viel genannte Jules Verne des 17. Jahrhunderts, Cyrano von Bergerac, in seinen Romanen verwendet. Sehr ernsthafte und umfassende Studien über das Flugproblem hat übrigens auch der berühmte Maler Leonardo de Vinci angestellt; er erwähnt auch die Absicht, einen Flugversuch zu unternehmen, doch ist nichts darüber bekannt, ob er diese Absicht auch verwirklicht hat.

Zur gleichen Zeit hielt heute die medizinische Gruppe eine Gesamtsitzung aller Abteilungen ab, in welcher Dr. Wasser mann-Vorlesung über die Bedeutung des Spezifitätsbegriffes für die moderne Medizin sprach. Er führte aus, die heutige Epoche der Medizin ist im Gegensatz zu der vergangenen eminent praktisch gerichtet, sie wird nicht von der Durchforschung der Leiche, sondern von der Durchforschung des lebenden Organismus beherrscht, sie ist Biologie (Lebensforschung) im weitesten Umfange. Die Grundidee in der modernen Epoche der Medizin ist mit dem einen Worte „Spezifität“ zu bezeichnen. Dieser Begriff wurde zuerst in strenger Form von Robert Koch in der Medizin eingeführt, der sein Gesetz der Spezifität aufstellte, wonach jede Infektionskrankheit durch einen ganz bestimmten Erreger hervorgerufen wird, der für die betreffende Krankheit spezifisch ist. Vor rund 20 Jahren erschien Ehrlich's Arbeit, wonach der Organismus in Reaktion auf die Einverleibung von Bakterien oder deren Giften mit der Erzeugung von gewissen Substanzen arbeitet, die ebenfalls spezifisch sind. Weiter zeigte sich bald, daß der Spezifitätsbegriff nicht auf Bakterien beschränkt ist, sondern alle möglichen Zellen tierischer und pflanzlicher Herkunft umfaßt. Das Protoplasma jeder einzelnen Tierart erwies sich als spezifisch, so daß bei Einverleibung in den Organismus nur ihm entsprechende Reaktionsprodukte herbeigeführt werden. Bei der Serodiagnostik der Syphilis zeigte sich, daß diese Spezifität nicht auf Eiweißstoffe beschränkt ist, und damit eröffnete sich mit einem Schlage ein neues Gebiet. Die Spezifität einer Zelle besteht darin, daß sie zu einer chemischen Substanz eine andere Affinität (Beziehung, Anziehung) hat als alle übrigen Zellen oder Gewebe des Organismus, und der therapeutische Fortschritt besteht nun darin, diese Substanz herauszufinden. Dadurch ist eine zielbewusste experimentelle Therapie (Heillehre) möglich geworden, deren vielfache Erfolge der Mediziner darlegt; sie führte zur Ausbildung einer zielbewussten Chemotherapie, deren jüngstes viel verheißendes Kind das Ehrlich'sche Präparat 606 ist.

Der Nachmittag gestaltete sich in den Abteilungen für Dermatologie und Bacteriologie zu einer Ehrlich-Sitzung. Der Behandlungsgegenstand lautete: „Die Behandlung der Syphilis mit dem Ehrlich'schen Präparat“.

Der Vorsitzende Prof. Reisser-Vorlesung wies darauf hin, daß 30 Vortragende und 15 Diskussionsredner bereits gemeldet seien, es sei daher kaum auf diesem Wege zu Ende zu kommen. Der richtigste Weg wäre wohl, wenn wir Geheimrat Ehrlich bitten würden, die Sache einzuleiten. Es handelt sich nur darum, das Mittel selbst zu erörtern, nicht darum, daß jeder erzählt, wie viel Fälle er geheilt hat, Dinge, die man jetzt in den medizinischen Zeitschriften lesen kann.

Hierauf nahm unter stürmischen Weisfalskumgebungen Professor

Ehrlich Frankfurt a. M. das Wort: Ich hatte eigentlich die Absicht, erst am Schlusse der Diskussion ganz kurz zu sprechen, weil der heutige Tag den Klinikern gehört, also denen, die über den Wert oder Unwert des Mittels zu entscheiden haben. Ich will mich nur auf einige kleine Mitteilungen beschränken. Bekannt ist, daß bei Anwendung des Mittels die Spirochaeten (die Erreger der Syphilis) in 24 bis 28 Stunden verschwinden. Dauert es länger, so ist der Fall als geheilt zu betrachten oder es handelt sich um arsefeneste Spirochaeten, die nicht reagieren. Ein zweites wesentliches Zeichen des Mittels ist die Bildung spezifischer Antikörper durch das Mittel. Es ist durch Tierversuche bekannt geworden, daß Säuglinge geheilt wurden, wenn die Mütter eine Injektion erhalten haben. Da natürlich das Arsen nur in kleiner Zahl angewendet wird, so muß man annehmen, daß sich im Körper der Mutter Antikörper gebildet haben, die den Heilungsprozeß herbeiführen. Ich bin aber der Meinung, daß die Serumbehandlung nicht genügt. Wenn nur eine Spirochaete zurückbleibt, so sind Rückfälle wahrscheinlich. Es ist daher noch eine Injektion notwendig. Auf dem Wege der Antikörperübertragungen werden die Bakterien abgetötet. Es ist nach allen Mitteilungen, die mir bisher bekannt geworden sind, ganz sicher, daß die Spirochaeten schwinden, wenn auch mitunter nicht für immer, und daß es daher geboten ist, die Wassermannsche Reaktion (die feststellt, ob die Syphilis geheilt ist), häufig zu wiederholen, um bei der nächsten positiven Reaktion eine neue Behandlung einzuleiten. Die Behandlung mit 606 ist nicht so einfach. Man muß nicht glauben, daß es sich nur darum handelt, zu injizieren und daß der Fall dann erledigt ist, sondern es ist die Aufgabe des Arztes, den Patienten wochen- und monatelang, vielleicht jahrelang zu beobachten und zu untersuchen. Es handelt sich also um eine sehr schwierige Aufgabe und es ist daher wünschenswert, daß, wie Wassermann schon in Aussicht gestellt hat, eine Untersuchung des Blutserums Modifikationen findet, damit auch die Praktiker sie selbständig ausüben können. Dann kommt eine Wirkung des Mittels, das schwer zu erklären ist. Wir haben eine oft wunderbare Schnelligkeit der Heilung beobachtet. Es ist der Fall eingetreten, daß ein Mann, der ein Geschwür an den Mandeln hatte und nicht schlucken konnte, fünf Stunden nach der Injektion ein Butterbrot essen konnte. Eine wunderbar schnelle Heilung haben wir in vielen Fällen erlebt. Die unangenehmen Empfindungen, die viele Syphilitiker in den Knochen und im Halse haben, verschwinden wunderbar schnell. Wie ist also diese kolossale Geschwindigkeit zu erklären? Nun, anatomisch ist ja nichts verändert. Es scheint, daß die Spirochaeten Stoffwechselprodukte produzieren, die diese Schmerzen zu erzeugen imstande sind. Was nun die therapeutische Latenz betrifft, so habe ich immer das Mittel als ein sehr gefährliches Mittel angesehen, das erst im äußersten Maße ausprobiert werden muß. Es ist das ja natürlich, daß ein Mittel, das im Körper schädliche Parasiten abtötet, nicht ganz unschädlich sein kann. Aber Gift ist ein relativer Begriff. Daher ist eine ganz ausgedehnte Anwendung des Mittels notwendig. Bevor ich das Mittel in die Praxis gab, hielt ich es für nötig, daß 10- bis 20 000 Beobachtungen vorliegen müßten, um die Gefahr an sich beurteilen zu können. Dieser Aufgabe der Erprobung hat sich eine große Anzahl Fachmänner in dankenswerter Weise unterzogen. Ich verfüge heute über 10- bis 12 000 Fälle. Es hat sich herausgestellt, daß bei dem Mittel im allgemeinen keine besonderen Gefahren entstehen. Nur ein einziger Fall wurde berichtet, wo eine Patientin gestorben ist, die ihren Leiden nicht hätte erliegen müssen. Die übrigen Todesfälle betrafen ausschließlich schwere Fälle von Störungen des Nerven- und Gefäßsystems. Ich bin der Ansicht, daß man, um zu retten, auch, wie es der Chirurg tut, einen gefährlichen Fall vornimmt. Aber dann soll man den Mißerfolg nicht auf Rechnung des Mittels setzen. Bei schweren Paralytikern glaube ich nicht die Behandlung mit dem Mittel empfehlen zu können. Denn wenn es auch gelingen sollte, die Spirochaeten zu töten, so würde das Gehirn so zerstört sein, daß es wohl nicht mehr gelingen würde, aus dem Kranken ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu machen. Ein zweites Gebiet ist die Behandlung von Kranken mit schweren Herzaffektionen. Bei diesen muß man ebenso wie bei Gefäßerkrankungen sehr vorsichtig sein. Der wesentlichste Nutzen der Diskussion würde dadurch erreicht werden, wenn sich die Fachmänner über die Technik aussprechen wollten. Es würde sich hauptsächlich um die Art der Dosierung bei Neurasthenikern und Alkoholikern handeln. Die Dosis hängt von der Art der Krankheit ab. Man kann da keine allgemeine Norm festsetzen. Bei Nervenkrankungen muß die Dosis sehr klein sein. Die Zeit der Beobachtung für Syphilis ist noch zu klein. Aber allerdings hat Alt-Uchivringe schon Beobachtungen bei Paralyse über ein Jahr gemacht, und mit Arsenophenyl solche von zwei Jahren. Es hat sich gezeigt, daß bei dem Patienten in den zwei Jahren Reaktionen nicht wieder vorgekommen sind. Das berechtigt zu großen Hoffnungen für die Zukunft. Bei Tabes und Paralyse wird man mit kleinen Dosen auskommen müssen, sonst aber, bei sonst gesunden Personen, sind kräftige Dosen von 0,8, ja sogar 1,2, womöglich mit Kombinationen anzuwenden, um den Effekt zu verstärken. Damit werden möglichst mit einem Schläge die Spirochaeten beseitigt werden. Geheimrat Ehrlich dankt schließlich seinen Mitarbeitern und wünscht, daß diese Verhandlungen eine Klärung bringen mögen.

Es nahmen dann eine Reihe von Rednern das Wort, die über ihre günstigen Erfahrungen Mitteilungen machten. Unter den Diskussionsrednern befanden sich auch eine Reihe Ärzte aus dem Auslande, darunter Russen und Franzosen. Von verschiedenen Seiten wurde allerdings auch auf die Nebenwirkungen hingewiesen. Dr. Stern-Düsseldorf hält für dringend notwendig, daß zunächst einmal der Optimismus des Publikums abgeklärt werde. Professor Hoi-Tokio: Die Vorträge von Reizer und Ehrlich stehen heute im Mittelpunkt des Interesses der ganzen wissenschaftlichen Welt. Redner behandelte in Japan zahlreiche Fälle mit 606. Die Erfolge seien epocale. Er freue sich als Japaner, dem neuen Wohltäter der Menschheit den Dank der Öffentlichkeit abtatten zu dürfen. (Stürmischer Beifall.) — Dr. Friedländer-Berlin weist darauf hin, welche enormen Summen die Krankenkassen durch Heilung der Syphilis in so kurzer Zeit ersparen werden. — In seinem Schlußwort führt Professor Reizer aus, er hoffe, daß sie bald wieder eine solche Sitzung haben werden. Denn wie er Paul Ehrlich kenne, werde dieser nicht ruhen, und dem 606 werde wohl bald 607 und 608 folgen.

Kleines feuilleton.

Meteorologisches.

Herbstanfang. Am Freitag, den 23. September, um 11 Uhr vormittags, überschreitet die Sonne mit ihrem Mittelpunkt den Äquator und tritt gleichzeitig in das Zeichen der Waage ein. Der Herbst beginnt und damit für die nördliche Halbkugel das Halbjahr der kurzen Tage und langen Nächte, die Zeit der Herbststürme und Nebel, des Frostes und der Witterkälte. Zwar trennt uns noch eine längere Uebergangszeit von Spätherbst und Winter, vier bis sechs Wochen, die häufig noch durch besonders beständiges und mildes Wetter ausgezeichnet zu sein pflegen; aber es ist fraglich, ob der beginnende Herbst diesmal die Erwartungen erfüllt.

Der nunmehr zu Ende gegangene Sommer war immerhin, soviel er auch zu wünschen übrig ließ, noch besser als sein Ruf. In bezug auf Unbeständigkeit stand er seinen schlechten Vorgängern von 1907 und 1909 allerdings nicht nach; immerhin waren aber in diesem Sommer die Temperaturverhältnisse erträglich, und wenn es während des eigentlichen Sommers, d. h. in der Zeit vom Sommerstiltium bis zum Ende der Hundstage auch nicht eine einzige wirkliche Hitzeperiode in Deutschland gab, so fehlten doch auch die besonders kalten Tage, wie wir sie z. B. 1907 so häufig hatten. Meteorologisch betrachtet, begann der Sommer 1910 am 11. Mai in Ost- und Mitteldeutschland mit einem außerordentlich jähen Hitzeeinbruch, nachdem noch am 9. Mai im ganzen Lande Märzkalte geherrscht hatte. Am Dienstag, den 10. Mai, morgens, stand zu Metz das Thermometer nur 2, zu München 4 Grad über Null. Am nächsten Tage dagegen, als in West- und Süddeutschland die Morgenstemperaturen auch nur erst 4 bis 8 Grad betragen, stieg zu Graubenz mittags das Thermometer bereits bis auf 29 Grad empor, am darauffolgenden 12. Mai zeigte zu Memel das Thermometer bereits 24 Grad Celsius. In Berlin und den meisten Gebieten Ost- und Norddeutschlands stiegen die mittleren Temperaturen von einem Tage zum anderen um 12 Grad und mehr empor; im Westen und Süden Deutschlands erfolgte die sommerliche Erwärmung viel langsamer. Der rapide Sommerbeginn war jedenfalls die bisher absonderlichste meteorologische Erscheinung des ganzen Jahres. Es folgte dann eine nur für wenige Tage am Rheinde durch Regenvetter unterbrochene Hitzeperiode, die bis Mitte Juni dauerte und sich durch besonders zahlreiche Gewitter auszeichnete. Schon während dieser Periode waren unter elektrischen Entladungen in vielen Teilen Deutschlands enorme Regengüsse niedergegangen, die zu verheerenden Ueberschwemmungen führten. Mit der zweiten Junihälfte begann dann das veränderliche Wetter, das im Grunde genommen bis in die zweite Septemberwoche auch nicht eine einzige nennenswerte Unterbrechung fand. Der Augustbeginn brachte dem mittleren Norddeutschland sowie dem Nordwesten des Landes gleichfalls sehr heftige Wolkenbrüche, während in der ersten Septemberwoche das Ober- und Weichselgebiet von heftigen Regengüssen, die Ueberschwemmungen zur Folge hatten, heimgesucht wurde. Erst dann, an der Schwelle des Herbstes, setzte im ganzen Lande für einige Tage völlig beständiges, allerdings nur noch mäßig warmes Wetter ein. Den eigenartigen Verhältnissen dieses Sommers entsprechend, wurden die höchsten Temperaturen überall noch während des Frühlings erreicht, wenn auch nicht so früh wie im Jahre 1907, in dem bereits die erste Junihälfte die heißesten Tage brachte. Die höchsten, in diesem Jahre registrierten Wärmegrade meldeten Magdeburg am 6. Juni und Köslin am 11. Juni mit 33 Grad Celsius. Bereits am 20. Mai hatte es Essen a. Ruhr auf 32 Grad gebracht. Während des eigentlichen Sommers brachten es nur drei ostdeutsche Orte, und zwar Poppeln am 1. August, Posen am 30. Juni und Königsberg am 3. August auf 30 Grad Celsius. Auch die Zahl der eigentlichen Sommertage, der Tage mit mindestens 25 Grad Celsius, waren seit Mitte Juni an den meisten Orten verschwindend gering, nachdem sie im Mai und Juni recht häufig geteufelt waren.